„Ein verständiger Arzt wird das nie tun. Die Statistik zeigt . . .“

„Jetz' lassen S' mi aus mit der Statistik. I wann so a statistische Taböll'n siech, nacha graust's mir. Man moant, daß alle Welt tuberkulös und paralytisch is. Wissen S' woher dös kommt? Weil in die Taböll'n nur die kranken Fäll' afg'zeigt wer'n. Die G'sunden, ja mei, die hat no koaner g'zählt.“

„Einerlei. Daß der Alkohol die Volkskraft untergräbt, ist oft verbreitete Anschauung.“

„Deshalb san wohl aa die Franzos'n im Krieg vor die Bayrischen Löwen so tapfer ausg'rissen. Und in Bayern wird kaa Bier trunken, wos?“

„Sie verteidigen das Laster, weil Sie selbst nicht davon loskönnen.“

„Naa, mei Lieber. I wüll gor net los davon. Bier g'hört zum Heim und zur Behaglichkeit des deutschen Bürgers genau so, wie a warmer Ofen und a Klavier.“

„Diese faule Behaglichkeit des Philisters wird man mit Recht noch mehr besteuern. Wir brauchen keine Genüßlinge. Arbeit ist erforderlich, Arbeit und wieder Arbeit.“

„Arbeit'n dann Sö Tag und Nacht? Ham's kaa freie Minut'n, in der Sö sich amol ausruh'n und lusti san mög'n?“

„Ich kann mich erholen auch ohne Bier.“

„Weil's vielleicht a oansamer Sonderling san. I muaß G'selligkeit ham, will amol lach'n und mit guatn Freind' mei Aussprach ham.“

„Dann sollen Sie auch erhöhte Steuern zahlen.“

„Warum denn i? Warum soll'n denn die paar harmlosen Biertrinker wieder leid'n? Und bedenken S' doch, wie die neue Steuer auch die Industrie schädig'n wird. Hopfen- und Malzlieferanten, Brauereien, Maschinenfabriken, Bauern- und Gastwirtgewerbe — alle wern g'schädigt. Und die Steuerleit' sollten doch, denk' i mir, grade die Schaffenden unterstützen, wenn 's Land wieder afkumma soll.“

„Aber verstehen Sie denn nicht, daß die Regierung Geld braucht, und daß sie das nur durch äußerste Auspressung des Steuerzahlers erzwingen kann?“

„Hm, versteh'n denn aber Sö net, daß das Auspressen a Grenzen hat und daß der Steuerzahler Bier braucht, um an Stammtisch z'ham, — und daß er an Stammtisch braucht, um über die vielen Steuern schimpfen z'kenna, — und daß er schimpfen muß, um den Aerger von der Leber z'schütteln und amal wieder lach'n z'kenna. Wann s' aber olle so damisch umanand hock'n als wia Sö mit an Tücherl um'n Hals und aus'n Röhrl a Zuckerwasser saug'n, glam S', daß dös an Spaß macht anz'schaugn?“

Der Abstinenzler lehnte sich verärgert zurück und sagte nichts mehr. Aber der Andere hob sein Glas, leistete einen prächtigen Schluck und setzte mit einem Knall den leeren Krug auf den Tisch. Man sah ihm an, daß er soeben für ein teures Gut seiner Heimat gekämpft hatte

---

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Die Badestube in Warburg und das „Zwagen“.

Von Tina Swart.

(Nachdruck verboten.)

So bekannt es ist, daß sich in älteren Zeiten kaum eine Behörde — Polizei oder dergl. — um die Pflege der menschlichen Gesundheit bekümmerte, so erfreulich bleibt jedenfalls das wenige, das in dieser Hinsicht getan wurde. Der Rat der Stadt Warburg darf für sich den Ruhm beanspruchen, im 14. Jahrhundert einer der ersten in ganz Deutschland gewesen zu sein, der unweit des Berner-Tor's eine öffentliche Badestube einrichtete. Das „Badenstovertor“, das in alten Urkunden sehr häufig erwähnt worden ist, hatte seine Bezeichnung von diesem, vermutlich recht massiven Badehäuschen, erhalten

Neben dieser öffentlichen Badeanstalt, gab es auch noch eine „Privatzesundheitspflege“, die unter dem Namen „ZWAGEN“ allgemein bekannt war; in späteren Zeiten jedoch völlig aus der Mode kam. Man hatte nämlich derzeit, ehe der französische Puder auf das deutsche Haar kam und die natürliche Farbe noch die größte Zierde war, eine eigene Kopf- und Haarwäsche.

Die Prozedur ging wie folgt vor sich: Vorder- und Hinterkopf wurden erst einmal gebadet, dann der ganze Kopf mit Kleie bestreut und tüchtig gerieben. darauf auf beiden Seiten unsanft gepackt und mit den Händen fest am Kopf gegeneinander gewunden; zuletzt die Kleie mit aller Unreinigkeit durch den Kamm entfernt. Dieses Verfahren zu kämmen nannte man ZWAGEN. (Von diesem gewaltsamen Abdrücken oder abfegen dürfte das später übriggebliebene Wort Zwicken entstanden sein.)

Der Ausdruck „Zwagen“ ist fast völlig in Vergessenheit geraten. Um 1815 kannten die ältesten Leute in der Warburger Gegend jenen Ausdruck nur noch in Verbindung mit einer Neckerei, für die wohl im Scherze mit „Zwagen“ gedroht wurde

Der Chronist M. Klöckner gibt in der Fortsetzung des Cosmodromii von Gobelin Persona über den Gegenstand auch ein wenig Aufschluß. Er bemerkt, daß im Jahre 1579, die Eltern des bekannten Paderbornischen Räubers und Mörders Schreiber, zu Haaren am Sandfelde, einen reisenden Kaufmann, bei Gelegenheit eines solchen „Zwagens“ jämmerlich ermordet hätten.

Der genaue Wortlaut ist folgender:

„Die Mutter des vorgedachten Schreiber habe eine Kopflauge für ihren Mann und Sohn bereitet, um solche damit zu zwagen; wie nun der fremde Kaufmann, der sich auf seiner Reise verirrt und bei ihnen eingekehrt sey, dieses gesehen, und den Wunsch geäußert, sich wegen des vielen Staubes und Sweißes auch zwagen zu lassen, so habe der unmenschliche Bauer, wie der Fremde sich über den Stuhl gelegt, und den Hals ausgestreckt, solchem mit einem Beil den Kopf heruntergeschlagen und sey hierauf derselbe in das unterm Stuhl stehende hölzerne Gefäß gefallen.“ —

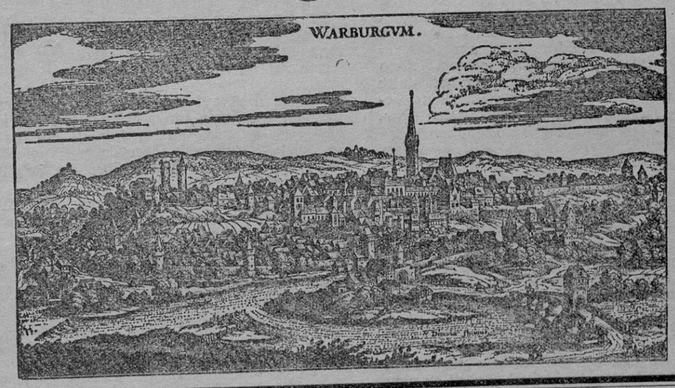
Außer Hans Sachs, in seiner eigentlichen Beschreibung aller Städte auf Erden, (Frankfurt 1568) ist bei kaum einem Schriftsteller aus jener Zeit das „Zwagen“ erwähnt oder beschrieben worden.

Hans Sachs läßt den Bader also sprechen:

„Wohlher ins Bad Reich und Arm
Das ist jetzund geheitzet warm
Mit wohlschmaker Laug man euch wescht
Denn auf die Oberbanck euch setzt,
Erschwitzt dann werdt ihr zwag'n und g'rieb'n,
Wie lasse das übrig Biut austrieb'n,
Dann mit dem wannenbad erfreut.
Darnach geschor'n und abgefleibt.“

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 10 — 2. Februar 1929 — 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(19. Fortsetzung.)

Heyden nickte ernst, dann erhob er sich und verließ leise das Zimmer.

Die beiden alten Fräuleins sahen sich an. In ihren Herzen war ehrliche Trauer. Es war ihnen unfaßbar, daß Heyden, den sie beide wie einen Sohn liebten, sie verlassen wolle.

Plötzlich horchten sie auf. Sie sahen sich an, als verstünden sie das Unfaßbare nicht.

Heyden sang. Stark und wohllaut wie einst klang seine Stimme.

Sie lauschten und wagten kaum zu atmen. Sollte das Unfaßbare Wahrheit sein?

Dann warteten sie mit bebendem Herzen.

Heyden trat wieder ein. Er lächelte und sagte leise: „Wie gut ist es doch, daß ich ein paar Grammophonplatten von mir selber habe.“

Da sank alle Hoffnung ihrer Herzen in sich zusammen.

* * *

Als Grütz und Feyerabend erfuhren, daß Heyden Berlin verlassen wollte, vereinten sie ihre Bitten und wandten alles an, um ihn zum Bleiben zu bewegen.

Aber alles Mühen war umsonst.

Heyden blieb fest und wies ihre Hilfe zurück. „Ich komme wieder!“ Das sagte er immer wieder, aber seine Freunde glaubten nicht so recht daran. Seltsam gewandelt schien der Mann, ernster und härter waren seine Züge.

Heyden nahm Abschied.

Er besuchte Geheimrat Spranger noch einmal, der ihn sehr herzlich aufnahm. Die Geheimrätin und Renate waren mit dem Reichsgrafen aus Deauville zurückgekommen.

Der Geheimrat fragte Heyden, ob er seine Tochter und seine Frau noch einmal begrüßen wolle.

Heyden hatte nichts dagegen. Die beiden Frauen waren sehr verlegen. Sie wußten nicht, wie sie ihm begegnen sollten.

Heyden meisterte die Situation. Er kam ihnen mit einer ernsten Liebenswürdigkeit entgegen und nahm dem Zusammentreffen alles Peinliche.

Als aber der Reichsgraf von Siechem, ein kleines unbedeutendes Kerlchen, ihm vorgestellt wurde, zuckte es um seinen Mund wie Spott und Geringschätzung.

Er sah Renate an. Renate schämte sich beim Anblick dieser Augen. Sie fürchte, daß hier ein Mann, ein Kerl, der das Leben meistert, einen scharfen Strich zog, daß er die letzte Brücke zwischen sich und ihr abbrach.

Und sie spürte es auch in der weiteren Unterhaltung des Fremden. Seine Liebenswürdigkeit kam nicht aus dem Herzen

Auch der alte Geheimrat merkte es, und in seinem Innern wuchs ein Groll gegen Frau und Tochter.

Heyden verabschiedete sich dann, und der Geheimrat begleitete ihn hinunter.

Schmerzhaft war sein Händedruck. Willmar fühlte die tiefe Bewegtheit des Mannes.

„Ich werde Sie nie vergessen, Herr Geheimrat! Ich weiß, daß ich beschenkt aus Ihrem Hause gehe!“

„Lieber Freund!“ sagte Spranger ergriffen. „Kommen Sie bald wieder! Machen Sie mir die Freude.“

* * *

Der Reichsgraf hatte sich verabschiedet.

Geheimrat Spranger nahm das Abendessen zusammen mit Frau und Tochter ein. Sie saßen stumm zusammen, und diese Stille war den Frauen unbehaglich.

„Du bist so schweigsam, Gerhard!“

Der Geheimrat sah auf und blickte seiner Frau fest in die Augen Dann nickte er langsam.

„Das sollte dich nicht wundern. Der Abschied von meinem Freunde hat mich bewegt.“

„Ich bitte dich, Gerhard! Jetzt . . . da er seine Stimme verloren hat, sinkt er in das einfache bürgerliche Leben zurück Jetzt kommt er doch für dich nicht mehr in Frage.“

„So!“

„Ja! Ich habe es beinahe als eine Unverschämtheit angesehen, daß er wagte, jetzt noch um Renates Hand zu bitten.“

„So!“

Die ruhige Art des Geheimrat ward der Frau unheimlich.

„Du scheinst meine Ansichten nicht zu teilen, Gerhard.“

„Nein!“ sagte er hart und voll so tiefer Bitternis im Ton. daß die beiden Frauen zusammenfuhren.

„Nein und abermals nein! Ich weiß, du verstehst mich nicht, meine Liebe, und Renate, das Produkt deiner Erziehung vielleicht noch weniger. Aber damit du klar siehst, will ich dir sagen, daß ich mein Leben lang nie wieder hätte so glücklich sein können, als in dem Augenblick, da Willmar Heyden mein Sohn geworden wäre.“

Die Geheimrätin stand entrüstet auf. „Ich bitte dich, Gerhard! Das ist ja ein wahnwitziger Gedanke. Solange er der berühmte Heyden war, da fiel es ihm nicht ein, um Renate zu werben. Die Weiber haben sich um ihn gedrängt, das wußte er, und er mochte sich nicht binden.“

„Du irrst!“ antwortete der Geheimrat ruhig und bestimmt. „Der Mann hat wie ein Einsiedler gelebt, seine Seele war

rein. Er hatte nur den einen Fehler — sagen wir besser den Vorzug — er wollte um seiner selber willen geliebt sein. Und darin ist er bitter enttäuscht worden."

„Ich verstehe nicht, was du jetzt noch an Heyden findest."

Der Geheimrat lachte kurz auf.

„Ich will dir's sagen, Ada! Sieh, ich habe ein Leben lang geschafft und bin wahrlich mit den verschiedensten Menschen zusammengekommen. Man hat mir geschmeichelt, man war liebenswürdig zu mir, aber alle Schmeichelei und Liebenswürdigkeit wurde meinem Vermögen und meinem Stand entgegengebracht. Für den Menschen Spranger hat keiner ein gutes Gefühl gehabt. Und ich hätte es vielleicht nie gespürt, wenn nicht dieser Heyden in mein Leben getreten wäre. Mein Geld und meine gesellschaftliche Stellung haben ihn kalt gelassen. Das habe ich gespürt, und ich habe an diesem Manne gelernt, habe in meinen alten Tagen noch die Einsicht bekommen, was es heißt, Mensch zu sein. Es ist ein Mann, Ada, ein ganzer Kerl, der in sich noch die Freude eines Kindes trägt, der gut, treu und unbestechlich ist, den nicht der äußere Kram blendet. Er ist nicht ein . . . nettes Kerlchen — mehr kann man wohl nicht sagen — wie der Schwiegersohn, den ihr mir präsentiert habt. So, nun wißt ihr es! Ich gebe mir keine Hoffnung, daß ihr mich begreift. Mir ist zumute, als habe ich ein ganzes Leben lang umsonst geschafft."

In stärkster Bewegung erhob er sich und verließ das Zimmer.

Wie entgeistert starrte ihm die Geheimrätin nach, dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Lächerlich! Findest du nicht auch, Renate?"

Sie sah die Tochter an und erschrak.

Feindseligkeit war in Renates Augen. Fest zusammengepreßt waren ihre Lippen.

„Nein!" sagte die Tochter hart. „Nein! Vater hat recht, und ich verfluche die Stunde, da ich auf dich gehört habe. Vater hat recht."

Wie vom Schlage getroffen saß die Geheimrätin im Sessel.

„Aber Renate, ich wollte doch nur dein Glück!"

„Mein Glück! Ob alle Mütter so schlecht wissen, was der Tochter Glück ist?"

Heiß, leidenschaftlich kam es heraus. Dann schluchzte Renate und sank am Tisch nieder.

Die Geheimrätin fuhr zusammen. Das Weinen ihres einzigen Kindes schnitt ihr in das Herz.

„Renate!" So lieb hast du ihn? So lieb? Dann wollen wir es wieder gutmachen! Ich will ja nur dein Glück!"

„Gutmachen!" Renate lachte auf. „Denkst du, Heyden kommt zurück? Vater hat recht, er ist ein Mann, ein ganzer Mann. Hast du den Spott um seinen Mund gesehen, als er meinen . . . Bräutigam sah. Das war der Abschluß in seinem Innern. Jetzt bin ich ihm fremd, und es gibt keine Brücke mehr zu ihm."

13.

Heyden konnte nicht, wie er wollte, Berlin verlassen und sein Kind unter der Obhut der Schwestern Engst zurücklassen, denn . . . binnen zweier Tage traf beide der Tod. Sie starben an Typhus.

Heyden mußte auf Anraten des Arztes sein behagliches Heim in Südende aufgeben. Er quartierte sich vorübergehend bei seinem Freunde Grütz ein.

Der war, seit Heyden seine Stimme verloren hatte, ganz gebrochen. Alle Lebenskraft in ihm erlosch. Seine Zuneigung zu Heyden war unverändert stark geblieben, aber er litt unsäglich.

Es waren seit dem Tod der Schwestern Engst noch nicht vier Wochen ins Land gegangen, da starb auch er. Er starb in den Armen Heydens, der ihn aufopfernd gepflegt hatte.

Nun stand Heyden fast ganz allein. Von seinen Freunden lebte nur noch Feyerabend. Man kam dem einst so großen Sänger noch außerordentlich verehrend entgegen, eine Art Nachruhm war es, der ihn jetzt interessant machte. Die Mitglieder der Staatsoper waren nach wie vor äußerst freundlich zu ihm, besonders Generalmusikdirektor Berthold, mit dem er sich immer gut verstanden hatte, versicherte ihn seiner steten Freundschaft.

So wohl auch die vielen Freundschaftsbeweise taten, sie vermochten den verbitterten Sänger doch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß er jetzt fast allein dastand.

Heyden erhielt aus Hollywood ein Filmangebot. Dort waren seine prachtvolle Figur und seine Begabung schon lange aufgefallen. Er lehnte es ab. Die bittere Enttäuschung, die er in der Liebe erfahren, hatte ihn zu tief getroffen, und er hätte sich am liebsten wie ein weidwundes Tier verkrochen. Er hatte einen förmlichen Ekel vor allem, was mit öffentlicher Schaustellung, mit Popularität zusammenhing.

Nur an seinem Kinde hing er mit verzehrender Liebe.

Die anderen aber verstanden ihn nicht, und als bekannt wurde, daß er das Filmangebot abgelehnt habe, schüttelte man den Kopf.

Nur Feyerabend tat es nicht. Der im Leben gereifte Mann verstand Heyden und begriff sein Handeln völlig.

So gingen die Tage hin. Es wurde Dezember. Der Winter, der sich scheu zurückgehalten hatte, kam mit einem Male und hüllte die Erde in ein weißes Tuch.

Und in den ersten Dezembertagen erfuhr Willmar eine neue Enttäuschung. Er hatte die zwanzigtausend Mark, die er für sein Kind auf das Konto der Schwestern überwiesen hatte, von den Erben zurückverlangt. Die Erben verweigerten jedoch die Zurückzahlung der Summe mit der Begründung, daß dieser Betrag nach ihrer Ueberzeugung für Wohnung und Verpflegung sei, die er über ein Jahr in der Villa genossen habe.

Feyerabend riet ihm zu prozessieren. Aber Willmar wollte nicht. Er mochte mit der Oeffentlichkeit nichts mehr zu tun haben und lieber auf das Geld verzichten.

Er zählte seine Barschaft, und stellte fest, daß es noch 1538 Mark waren.

Dann sagte er seinem Schwiegervater, daß er mit Elschen einige Zeit zu verreisen gedenke.

* * *

Der Rolandshof lag in Schnee gebettet.

Mutter Roland saß am großen Kachelofen auf der Bank und lauschte den Worten des jungen Kantors Rosen, der im Nachbardorf der Jugend Unterricht gab.

Rosen hielt, seit er vor drei Jahren die Stelle als Kantor erhalten hatte, mit dem Rolandshof gute Freundschaft, und Mutter Roland liebte den ernsten Mann mit den verträumten Kinderaugen genau so, wie ihn Otto und Hanus, der Schäfer, zu schätzen wußten.

Rosen saß am Tisch und erzählte von seinen Kindern, die er als Lehrer betraute, und hatte in Mutter Roland und dem alten Hanus, der seine rheumatischen Glieder am Ofen wärmte, aufmerksame Zuhörer. Hanus rauchte wie immer eine Pfeife und stieß ab und zu sein charakteristisches kurzes Lachen aus. Es war eigentlich kein Lachen, sondern eine Zustimmungserklärung.

Es war äußerst behaglich in dem großen Raume.

Die Dämmerung spann sie in Träume. Der Lehrer machte Pause, und die alten Zeiten wurden wach: die Tage, da Vater Roland noch lebte, den großen Lotteriegewinn machte und das Geld restlos dazu verwandte, aus dem Rolandshof ein Muttergut zu schaffen.

Da horchten sie mit einem Male auf. Draußen schlug Lyras, der Hofhund an. Einer stampfte über den Hof. Die Tür klinkte.

„Guten Abend miteinander!" grüßte eine Stimme. Es war Otto, der Knecht.

Sie erwiderten den Gruß freundlich.

„Mach' dir's gemütlich, Otto!" sagte die Frau. „Wir halten ein bißl Dämmerstunde. Ich mach dann gleich Licht, und wir essen Abendbrot."

„Hat Zeit, Mutter Roland'n," antwortete der Knecht. Der Stuhl knackte, als sich der mächtige Otto niederließ.

„Hab' einen Brief für Euch von der Post mitgebracht, Mutter Roland'n," sagte Otto dann.

Mutter Roland und Hanus horchten auf.

„Ein' Brief!" sagte Mutter Roland gespannt. „Wer soll mir denn schreiben?"

„Aus Berlin ist er. Das hab' ich am Poststempel erkannt."

„Hat' niemand in Berlin. Da will ich doch gleich einmal Licht machen. Ich bin doch zu neugierig."

Mutter Roland erhob sich und trippelte aus dem Zimmer. Sie kam nach wenigen Augenblicken mit der Petroleumlampe, die einen freundlichen Schein in das behagliche Zimmer warf.

Alle setzten sich an den Tisch.

Selbst der Kantor war gespannt.

Ein Brief für Mutter Roland. Das war eine Sache von Belang, die sie alle anging.

Es war ein fast feierlicher Augenblick, als der Brief geöffnet wurde. Mutter Roland setzte die Brille auf und las.

Es ging recht langsam, jedes Wort wurde bedächtig gelesen, so daß Hanus vor Ungeduld fast zappelte.

Eine tiefe Freude erschien auf dem Antlitz der lesenden Frau. Mit glücklichen Augen ließ sie den Brief sinken und sah die drei froh an.

(Fortsetzung folgt)

Der Rohling.

Skizze von John C. Waters-Chicago.

In der Wachstube des Chicagoer Polizeibüros schrillt der Fernsprecher. Oberleutnant Terrington meldet sich: „Aha, der erste, dem für heute Nacht eine Zelle bestellt wird!" — „Hier Whitney Brant, Nr. 513 Avenue A", antwortet eine aufgeregte Stimme am anderen Drahtende, „bitte schicken Sie sofort einen Schutzmann, der mich verhaftet; ich bin ein roher Mensch!" — „Ach was!" faucht der Oberleutnant, natürlich verärgert durch die Störung, „lassen Sie uns gefälligst in Ruhe! Da hätten wir ja viel zu tun, wenn wir jeden Rohling einsperren wollten!" Der Hörer fliegt auf die Gabel.

Oberleutnant Terrington will sich in aller Ruhe die Pfeife anstecken; schon brennt das Streichholz. Da läutet der Fernsprecher Sturm: „Hier Whitney Brant!" gellt die Stimme von vorhin aus der Muschel. „Ich bestehe darauf, daß Sie mich verhaften! Sonst rufe ich im Präsidium an!"

Der Oberleutnant schmettert den Hörer auf die Gabel und ruft in den Mannschaftsraum: „Smith! Gehen Sie mal nach Nr. 513 Avenue A, da wohnt ein Whitney Brant, der verhaftet werden will. Sehen Sie zu, was mit dem Kerl los ist!" — Schutzmann Smith macht prompt Kehrt, stülpt sich die Mütze auf den dicken Schädel, knöpft den engen Waffenrock zu, steckt die Hand kampfbereit in die Schlinge seines Gummiknüppels und stapft davon . . .

In der Haustür von Nr. 513 Avenue A tritt ein junger Mann ungeduldig von einem Fuß auf den anderen: „Noch kein Schutzmann zu sehen!" — Da kommt Smith um die Ecke getrabt. Der Wartende stürzt auf ihn zu: „Hier bin ich! Whitney Brant heiße ich. Bitte verhaften Sie mich!" — „Unsinn!" knurrt Smith, „so leicht wie Sie denken, junger Mann, kommt in Chicago keiner ins Loch! Was haben Sie denn angestellt?" — „Das kann ich nur auf der Wache erzählen", stöhnt der Jüngling. Dann, als er den Schutzmann noch unentschlossen sieht, schreit er ihn an: „Wenn Sie mich nicht gleich verhaften, schlage ich ein Schaufenster ein oder mache sonst irgend eine Dummheit!" — „Der Kerl ist verrückt! Vorsicht, Pat!" denkt sich Smith, wickelt dem jungen Mann die Knebelkette um das Handgelenk und zieht mit dem Verbrecher der Wache zu.

Dort wird der Häftling vom Oberleutnant ungnädig empfangen: „Was haben Sie denn verbrochen, junger Mann?" — Der Verhaftete zittert vor Erregung, schnappt nach Luft, sucht nach Worten: „Ich, ich habe . . ." Der Oberleutnant glaubt ihm helfen zu müssen: „Na, was haben Sie denn? Haben Sie einen Diebstahl, einen Bankraub, eine Brandstiftung begangen? Haben Sie eine Bombe geworfen oder etwa gar verbotener Weise Schnaps getrunken? Antwort!" — „Nein, nein!" stöhnt das Häuflein Elend, das vor dem durchbohrenden Blick des Polizeigewaltigen fast vergeht, „etwas viel Entsetzlicheres! Ich habe meine Braut . . ." Tränen ersticken seine Stimme, er sinkt auf die Bank.

Doch der Oberleutnant, der erfahrene Menschenkenner — wenigstens hält er sich dafür —, weiß genug. Er reißt den Verbrecher am Kragen hoch, wirft ihn in die nächste Zelle, stürzt in den Mannschaftsraum: „Auto! Smith, Glennavan, Mac Neil! Mitfahren nach Nr. 513 Avenue A! Der Kerl hat seine Braut ermordet!" — Das Auto rast los, das Horn brüllt, die Fußgänger stieben zur Seite, ein Radfahrer klammert sich hilfesuchend um einen empört hochgereckten Pferdebals, der Verkehrspostен an der Ecke rettet sich durch einen Sprung auf den kochend heißen Kühler eines Autobus, der Verkehr stockt. „Ein Mord! Zwei Morde! Drei Morde!" raunt sich das Publikum zu.

Endlich hält der Wagen vor Nr. 513 Avenue A. Die Schutzleute stürmen todesmutig in das Haus, Hunderte von Neugierigen stauen sich, glotzen fasziniert auf die Tür des unheimlichen Hauses, die hinten Stehenden drängen vor, wollen auch etwas sehen. Da kracht ein Ladenfenster, Glassplitter schwirren herum. „Eine Bombe! Eine Bombe!" Alles will flüchten. „Nein, Nein!" schreien da einige, „nur ein eingedrücktes Ladenfenster." Die Menge beruhigt sich wieder, der Ladenbesitzer sieht händeringend die letzten Schuhe aus seiner Auslage im ehrlichen Publikum unterlaufen, ein Verunglückter zieht sich jammernd tückische Glassplitter aus dem Hosenboden.

Da taucht die Polizei wieder auf, alles stellt sich auf seine und des Hintermanns Zehenspitzen, gequälte Hühneraugen heulen auf, halb ausgerenkte Halswirbel knacken: „Wo ist der Mörder? Wo ist die Leiche?" — Die Polizisten schütteln bedauernd die Köpfe: „Tut uns leid, kein Mord passiert." Das Auto braust davon. Langsam und enttäuscht zerflattert die erregte Volksseele. Der Ladenbesitzer mustert traurig das Schlachtfeld; der Verunglückte hinkt fluchend davon, aus seinen Hosenbeinen rinnen rote Tropfen.

Wutschnaubend stürzt in der Wache der Oberleutnant auf den Verhafteten zu: „Ihre Braut lebt ja! Sie haben uns zum Narren gehalten! Sie, Sie . . . Erklären Sie sich!" — Schließlich bekennt der junge Mann nach langem Drängen seine entsetzliche Untat: Er ist jung verlobt, hat den ersten Streit mit seiner Braut gehabt und das arme Mädchen zum Weinen gebracht. Die Tränen sind ihm so zu Herzen gegangen, daß er sich für den größten Rohling der Welt hält und glaubt, seine Uebeltat könne nur durch das Gericht gesühnt werden.

Der Oberleutnant kocht vor Wut: „Deswegen haben Sie uns belästigt? Jetzt soll Ihr Wunsch wahrhaftig erfüllt werden, und wenn wir um Ihretwillen einen guten alten Kunden ablehnen müssen!" Dröhnend schmettert er die Zellentür zu: „Der Kerl soll so lange sitzen, bis er selbst glaubt, genügend gestraft zu sein, oder bis ihn seine Braut abholt!" — —

Ach, werden die Bräute in aller Welt denken, wären nur unsere Verlobten auch so zartfühlend wie Whitney's Braut!

Biersteuer.

Ein Gespräch von Balduin Reichenwallner.

Im Wartesaal des Bahnhofs einer mittleren Stadt war ich vor kurzem Zeuge eines Zwiegesprächs zwischen einem rundlichen, gemütlichen Herrn, der offensichtlich aus Süddeutschland stammte, und einem dürren, zugeknöpften Norddeutschen, der Jägerwäsche und ein wollenes Halstuch trug und den Mund fortgesetzt mit hygienischen Pillen desinfizierte. Letzterer sog von Zeit zu Zeit durch den Strohhalm an seinem Glase Zitronenlimonade, während der Rundliche seinem Bier zusprach. Mit der dem Süddeutschen eigenen Vertraulichkeit wandte dieser sich an seinen Tischnachbarn:

„A Schand' is's. Jetzt woll'n 's af's Bier noch mehr Steuer leg'n."

„Das ist ganz recht", sagte der Dürre. „Ich habe nichts dagegen."

Des Kleinen Augen wurden groß und rund.

„Wos? Recht finden S' dös? D' ganzige Freid', die wo man noch hat, soll ein' aa noch g'nomma werd'n!"

„Bier ist ein unnötiger Luxusartikel. Die Welt kann auch weiter bestehen ohne Bier."

„Wos S' net sag'n! D' Wölt kann a weiter b'stehn ohne Kanonendonna un ohne Musik, ohne Akt und ohne G'müatlichkeit. Aber wie schaut's nacha aus? Da möcht' kaa Mensch weiter lem."

„Ich sage: unnötig ist der Biergenuß. Wer glaubt, ihn nicht entbehren zu können, der mag auch mehr Steuern zahlen."

„I moan', daß's grad nimmer nottut, dem Bürger d' Freid' am Lem z'nemma. Glam S' mir, so a Preiserhöhung spürt a mancher."

„Hm, warum trinkt er?"

„Weil er damol am Dag sei Ruah ham will und sei G'mütlichkeit. Man hat eh schon g'nug Aerger allezeit."

„Wissen Sie nicht, daß der Alkohol die Gesundheit schädigt?"

„Quatschen S' doch net alleweil nach, was irgend so a fanatischer Esel amol ausg'heckt hat. I bin mei Lebdag net krank g'wen und bin immer mei'm Maß'l treu bliem. Mir Deutschen san g'wiß koa krankes Volk, und doch ham die ehrwürdigen Vorfahr'n scho af der Bärenhaut g'leg'n und immer no oans g'trunken. Natürli wer's net vertrog'n kann . . . Ham's denn Sö no net g'hört, daß der Arzt an Krank'n Bier verschriem hat, damit er wieder zu Kräften kommet?"